

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 6

Artikel: Weihnachten in der Schmiede
Autor: Burgauer, Arnold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und in den Kirchplatz mündete, sah ganz anders aus. Der Schnee bedeckte ihn wie ein weisser Flaummantel. Am nächsten Morgen spielten die Sonnenstrahlen mit seinen glitzernden Kristallen. Und das Antlitz des Weges verriet ihnen, wer ihn noch so spät beschritten hatte.

Nahe der Kirche war es noch schwer, aus den zahlreichen Linien der Spuren Einzelheiten herauszulesen. Doch schon zeigten sich deutlich die Abdrücke von Militärschuhen. Sie liefen zur Drogerie, von dort zum Lager der Manufakturfabrik und dann in gerader Richtung zum Ortszentrum zurück. Vor dem Eingang der Drogerie und vor dem Tor des Schuppens hatten die Schuhe den Schnee zertrampelt. Das musste der Sekuritaswächter gewesen sein bei seinem nächtlichen Kontrollgang.

Müllers Sepp war auch spät heimgekehrt. Seine Tritte waren nicht fest und gleichmässig. Sie schlingerten gleichsam wie ein Schiff, das durch Sturm und Wetter den Hafen zu erreichen versucht. Bei der Vortreppe seines schmalen, verwitterten Hauses, durch dessen trübe Fenster manchmal das Licht einer an der Stubendecke angebrachten Birne nackt nach draussen stach, war der Schnee vom Geländer und den Stufen zum Teil weggefegt.

Zum Ort hinaus führt eine Wagenspur. Die Hufe des Pferdes hatten Sinnbilder des Glücks in den weissen Bodenteppich gezeichnet, und um ein paar Rossäpfel balgten sich Spatzen. Wo der Landweg die Anhöhe zu erklimmen begann, war der Fuhrmann vom Wagen gesprungen, um das Tier am Halfter zu nehmen, damit es nicht ausgleite. Sein Hund hatte sich zu ihm gesellt. Aber er war nicht lange bei seinem Herrn geblieben. Die deutlich sichtbare Fährte eines Hasen hatte ihn zu einem Abstecher verleitet.

Plötzlich kam Leben in die morgendliche Winterlandschaft. Lachend und kreischend eilten die Kinder des Weilers der Schule im Orte zu. Die Kufen ihrer Schlitten schnitten im Schnee ein, Skis und Skistöcke gruben Falten und Narben, und rote Kinderhände ballten ihn zu Wurfgeschossen. Dann wurde es wieder still.

«Brenne, liebe Sonne», bat der Weg, «auf dass meine weisse Haut weich werde und sich wieder glätte.»

Die Sonne sandte ihre Wärme, und ein leichter Windhauch schüttelte von Baumständen weissen Puder auf den alten Landweg.

K. H.

Arnold Burgauer

WEIHNACHTEN IN DER SCHMIEDE

Draussen schneite die Welt ein. Das Innere der kleinen Landschmiede war kalt, frostbeschlagen gleissten die hoch eingebauten Fensterscheiben im aperen Bergwind. Und dennoch war es hier drinnen wohnlich: das Fremde und Feindliche blieb ausgeschlossen, und wer eintrat, liess die Sorgen, den bissigen Winter und die weisse Unendlichkeit vor der niedrigen Einlasspforte zurück.

Früher als andere Jahre hatte Meister Maurice Beytrisen — der seit einigen Jahren verwitwet war — den Hammer aus der schwieligen Hand gelegt, und seine Schwester, die dunkeläugige und schöne Laurence Fauchère, war ihm behilflich, die letzten Vorbereitungen für das Fest des Heiligen Abends zu treffen... «Weshalb sollten wir denn die Erinnerung an Christi Geburt nicht einmal anders als in den ausgetretenen Pfaden begehren dürfen?» hatten sich Bruder und Schwester am Silvesterabend des vergangenen Jahres gefragt, damals als sie — geschwisterlich vereinigt und doch spürbar einsam — den Schritt ins neue Jahr gingen und ihnen einmal mehr bewusst wurde, dass man die hohen Feste des Jahres — und vorab Weihnachten und Ostern — in einem kleinen Kreis Gleichgesinnter und Gleichgestimmter begehen müsse... «Nicht zu entfernt und ganz losgelöst von den guten, ermutigenden Geräten des Alltags», warf der Bruder ein, «die ja niemals etwas Feindliches oder Ernüchterndes haben können, sofern ihnen der Mensch in Ehrfurcht und mit verpflichtendem Eifer dient.»

«Und weshalb also nicht Weihnachten in der Schmiede», meinten beide wie aus einem Mund, «da doch selbst Gottes Sohn in der Streu eines schlichten Stalls geboren wurde.» — «Es müsste also eine erlesene Schar einsamer Menschen sein», folgerte die Schwester, «und wir würden ihnen die Werkstatt für diesen Abend zur flüchtigen Heimat machen, eingedenk der gültigen Wahrheit, dass der Mensch keine eigentliche Wohnstatt hat auf Erden.»

Maurice Beytrison hatte im Herd ein grosses Holzkohlenfeuer entzündet, das alsbald lebhaft aufflammte, so dass gar munter die Funken sprühten und eine wohltuende Wärme sich bis in die hintersten Winkel und Ränge des Raums verbreitete, wo noch immer ein ausgedientes Mühlrad mit dem schweren granitnen Kollergang lehnte. Die Kinder und Anverwandten des Geschwisterpaares trugen lärchene Tische in die Schmiede, die sie nun hufeisenförmig um den Rauchfang gruppierten. Es roch nach gebranntem Huf, nach Pferdeschweiss und Rosen. Den Tannenbaum hatten sie in die Mitte der Werkstatt verpflanzt, damit alle Blicke der Feiernden sich mühelos an ihn weisen könnten, und dann auch, weil das kunstvoll gezimmerte Balkenwerk, das allerorten kirchenschiffähnlich zur Höhe strebte, an dieser einzigen Stelle rücksichtsvoll beiseite trat.

Als die ersten Gäste trafen die beiden Freunde Pierre Forclaz und Jean-Louis Gaspod ein, zwei prachtvoll und wetterharte Führergestalten, welche einzig und allein die hohen Berge als verehrungswürdige und makellose Weggefährten anerkannten und darum auch ohne Frauen und Kinder durchs Leben zu pilgern gedachten. Beide entsannen sich noch wohl, wie vor Jahr und Tag ihr Kollege, der bärenstarke Luc Quinodoz aus Hérémente, an einem strahlenden Hochsommertag an den Dents de Veisivi verunglückte und mit geschundenem Körper und aufgequollenem Gesicht ins Schulhaus von Ovrelona getragen werden musste. Die beiden Freunde hatten den Sarg auf allen Seiten fest vernagelt, damit seine Frau das Bild ihres geliebten Mannes so rein und ungebrochen in ihrem Gedächtnis bewahren möge, genau so, wie er an jenem schönen und kristallklaren Morgen zu seiner letzten Bergfahrt aufgebrochen war. Und die Frau beschwor die Freunde, ihr den Sarg doch um Gottes Willen zu öffnen, aber sie stellten sich zwischen die Gattin und den Toten, weil sie den Schmerz des Weibes erkannten, den sie in seiner ganzen tragischen Grösse gewahrt wissen wollten und nicht entstellt und gemindert durch unwürdige und kleinliche Zufälligkeiten. Es war das leidtiefe Erlebnis jenes Tages, das ihnen für immer das Gelübde der Einsamkeit aufzwang, das sie seither mit der schönen Selbstverständlichkeit schlichter Naturen auf sich genommen hatten.

*

«Dem Winter trotzen! Den Frühling in uns selbst erschaffen, wie schön!» sagt Jean-Louis. «Der Winter ist nicht da, wenn wir ihn in uns

selbst überwinden: in vier Monaten blüht wieder die Erde.»

«Wie nah der Orient an diesem Abend ist!» flüstert Pierre seinem Freund. Er hat nicht gesehen, wie Maurice Beytrison, der Schmied, insgeheim Myrrhen in das offene Herdfeuer streute und zwischen die Teller weisschimmernder Christrosen und honiggelber Lärchenzweige zwei halbverwelkte Rosen von Tanger und Sevilla und die wilde Lilie vom Strand von Tarragona legte; er allein weiss um das Geheimnis dieser drei Blumen, die sie an ihren in Spanien verschollenen Sohn und Neffen erinnern sollen, sie waren wie ein stilles Vermächtnis oder Zeichen, das kundtun sollte, dass er unter ihnen weile in dieser seltenen Stunde.

«Jetzt nach dem Midi fahren!» träumt Pierre weiter und wiegt den Kopf im imaginären Takte der Räder... Der Schaffner ruft die Namen der Städte in den Wagen und Halbschlaf der Passagiere. Und Pierre durchstreift in Gedanken den verzauberten Schlosspark von Ambérieu, in dem der Dichter Saint-Exupéry eine glückliche Kindheit verlebte... «Lyon — Tarascon — Beaucaire!» hört er wie aus grosser Ferne rufen und sieht sich am Fenster lehnen. Der Mond ist hinter den Pinien aufgegangen und wirft seinen Jadeglanz über Felsgärten und die Schaumschleppen der Rhone... «Montpellier — Sète — Béziers!» Hinter flachen Binnenseen beginnt es zu dämmern, purpurne Wolkensäulen stehen waagrecht über hohen Windmühlflügeln. Zwischen Tunneln und dunklen Galerien ein erster Ausblick auf das freie, offene Weltmeer. «Cerbère!» Und wieder ein Tunnel, der zwei Länder trennt.

An den Schlagbäumen stehen die spanischen Zöllner und grüssen höflich. «Buenas días, Señor.» Und weiter geht die Reise, in der Tiefe rauscht ein flaschengrüner Fluss, an dessen Rand eine ockergelbe Kathedrale mit bröckelndem Verputz in den Himmel wächst, das mittelalterliche Gerona. Und weiter, weiter...

Man streift Taxushecken und Wände von Feigenkakteen, arme, verfallene, im Bürgerkrieg zerstörte und nicht wieder auferbaute Dörfer an verwilderten Olivenhängen, Strassen und Platanenalleen, die von einer Ewigkeit in die andere zu wandern scheinen. Ein harter Ruck. Schon Barcelona! Der Bahnhof, die wogende Menge, Hupen der Taxis und Geläut der Strassenbahnen. Ein Volk brauner Zigeuner und fröhlicher Mozos umringt den Fremden und sucht ihm die Koffer zu entreissen. Und weiter: Rambla de las flores und Plaza

Cataluña. Dächer, Plätze und Wasserspiele im milden Licht des Nachmittags. In den Strassenschluchten zwischen den Gehsteigen: Gärten von Schwertlilien, von Rosen und Mimosen, die in den Nachtzügen aus Andalusien eingetroffen sind . . .

Pierre schlägt die Augen auf. Während er seine weite Reise getan, hat sich die Schmiede abermals verwandelt. Auf den niedern Bänken sitzen Freunde in heiterem Einklang; in den Flaschen, Gläsern und Kelchen grüssen die Tröster der Einsamen, der goldene Fendant und purpurne Dôle. Während er träumte, haben der Meister und seine Schwester schwere Käselaipe an das offene Fenster geschoben, aus denen nun — linnenweiss und schwitzend — die kostbare Raclette bricht, ähnlich dem Harz aus jahrhundertealten Arvenstämmen.

Neben dem alten Jean de la Soye entdeckt Pierre einen schweigsamen und hochgewachsenen Unbekannten mit schmalen, eng zusammengepressten Beinen, schön und verhalten wie ein basaltenes Götterbild. Wenn er die Augen niederschlägt, mustert ihn der Fremde, wenn dieser die seinen senkt, betrachtet ihn Pierre mit unverhohlener Anteilnahme.

«Sie sind fremd hier?» sagt der Bergführer, um das peinliche Schweigen zu brechen.

Der Mann überlegt. Er kommt aus einem andern Land und scheint es nicht eilig zu haben.

Nach einer langen Pause erwidert er endlich in einem fremden Idiom, das dennoch von allen Bewohnern der Talschaft verstanden wird, Wort um Wort meisselnd: «Ich bin Katalane. Mein Name ist Antonio Baquaroll. Esmard und ich waren Freunde. Guadarrama 1937.»

Jäh sind die Gespräche der andern verstummt. Alle Augen haben sich auf den fremden Mann geheftet, die Nächsten haben sich erhoben, der Schmied hat seinen Platz an der Esse verlassen und ist zu dem Fremden getreten.

«Willkommen an unserem Feuer, Antonio Baquaroll.»

Die Männer schütteln sich die Hände. Dann ist auch Laurence Fauchère hinter den Bruder getreten.

«Wie ist es ihm ergangen?» erkundigt sie sich behutsam. «War ihm das Sterben leicht?»

«Ihr habt es gehört», fährt der Fremde in seiner Rede fort: «Esmard war mein Freund. Ihr wisst: Er machte nie viel Worte. Esmard starb als ein Held. Er sagte, bevor er ging: ‚Ich will noch etwas für die Freiheit tun. Mein alter Vater in La Tour möge mir verzeihen. Ich lasse ihn und Laurence

Fauchère grüssen.‘ Es war sein letzter Gang. Er wusste wohl, dass er nicht mehr zurückkehren würde. Aber sein Opfer war nicht vergebens: Die Toten geben die Fackel der Freiheit den Lebenden weiter!»

Der Fremde bekreuzte sich, und alle, die in der Werkstatt anwesend waren, schlugen ebenfalls gross und schweigsam das Zeichen des Kreuzes.

*

Wieder wurde es still im Raum.

«Wir wollen den Baum entzünden!» sagte der Schmied. Er trat in die Mitte der Werkstatt und entbrannte drei Kerzen im Auftrag der höchsten Namen.

«Und die vierte Kerze für alle, die mühselig und beladen sind.»

Ein Unbekannter im entlegensten Winkel der Schmiede hatte es gesagt.

«Und die fünfte Kerze?»

«Damit sich alle hungrigen Kinder sattessen mögen.»

Es war eine silberne Mädchenstimme, die es aussprach.

«Die sechste Kerze?»

«Damit das Licht der Freiheit nicht erlösche auf Erden.»

Ein gewaltiges Echo von Männerstimmen, dem Brausen eines Orkans vergleichbar, brandet durch den Raum, bringt Balken und Wände zum Erbeben und zwingt alle in seinen Bann, um endlich langsam und wie widerwillig zu verstummen.

«Und die siebente Kerze?»

«Damit alle, die zueinander in Liebe erglühen, sich in Frieden finden mögen.»

Es war eine Frauenstimme.

Laurence Fauchère zögerte eine Weile.

Sie wusste um den Sinn dieser Worte und auch darum, dass Pierre Forclaz sie liebe. Aber sie wusste nicht weniger um das Gelübde, das ihn band und auch um den Ausspruch, den er einmal in ihrer Nähe getan: ‚Immer steht das Leid hinter der Liebe, wie der Tod hinter der Fruchtbarkeit des Lebens.‘»

Und Laurence entzündet, mit zitternden Händen, das Licht und hört sich dabei klar und fest — und wie mit der Stimme eines fremden Menschen — sagen:

«Die siebente Kerze dem Gedächtnis von Esmard Beytrison und der Gegenwart von Antonio Baquaroll.»